

## EINFÜHRUNG IN DIE TAGUNG

Indem wir all dies betrieben haben, hat sich unsere Erkenntnis über diesen Ort verändert, das heißt, vertieft. Man beginnt etwas mit guten Gründen, und im Prozeß der Verwirklichung fällt ein Schleier nach dem anderen. Je klarer wir zu sehen gelernt haben, desto mehr hat sich die Richtigkeit unseres Beschlusses bestätigt.

Die Architekten, die hier gebaut haben, machen es uns in der Beurteilung ihres Werkes nicht leicht, das rasche, wie auch immer vorgeprägte Urteil geht ins Leere.

Wir sind ja umgeben von Bauten, die in eklektizistischer Weise die Architektursprache eines vergangenen Jahrhunderts sprechen. Dies in einer Zeit des beschworenen Fortschritts und Neubeginns, der doch wohl mit seiner eigenen fortschrittlichen Sprache reden sollte.

An diesem Punkt öffnet sich der Zugang zu diesem Werk. Wir erkennen, daß die Architekten innerhalb einer machtpolitischen Konstellation veranlaßt wurden, eine ihnen fremde Sprache über Nacht zu lernen bei Strafe des Ausscheidens aus dem Baugeschehen. Hier werfe jeder den ersten Stein, ich nicht!

Daß die Architektur spricht, gehört zum umgangs- und fachsprachlichen Repertoire. Mit unserer begrenzten, auf den Menschen fixierten Ausdrucksfähigkeit sprechen wir von der Formensprache, dem Vokabular, dem Gestus der Architektur. Die Kunstgeschichte spricht von ‚architecture parlante‘ als eine besondere Richtung. Wenn also Männer der Moderne wie Henselmann und Richard Paulick, der dies Haus hier entworfen hat, sich einer ihnen fremden, und ich nehme an, nicht besonders geliebten Sprache bedienen, dann muß man genau hinhören, was sie sagen und wie sie es sagen.

Was sie gesagt und entworfen haben: Nicht nur die menschenwürdige Wohnung für den arbeitenden Menschen, sondern in kaum glaublicher Überhöhung: Den Palast für das Volk. Ein Augenblick der verwirklichten Utopie, so vorher nie und bald auch danach nicht mehr verwirklicht.

Und sie haben in der ihnen fremden Sprache als Könner und Baukünstler gesprochen, von der Ordnung des Stadtraumes bis zum intensiv bearbeiteten Detail, so wie es sich für Architekten, die diesen Namen verdienen, gehört.

Und weil dies alles so ist, vollzieht sich nun über die Generationen und machtpolitischen Trennungen hinweg aus der glücklich objektiv gewordenen Sicht nicht nur die Versöhnung mit dem Werk, sondern die große Anerkennung der unerhörten Leistung unserer Kollegen und aller, die am Bau mitgewirkt haben.

Sie sehen, meine Damen und Herren: Sie sind im Zentrum Ihres Themas. Ich hoffe, daß ich ein wenig dazu beigetragen habe, und wünsche Ihrer Tagung einen glücklichen Verlauf.

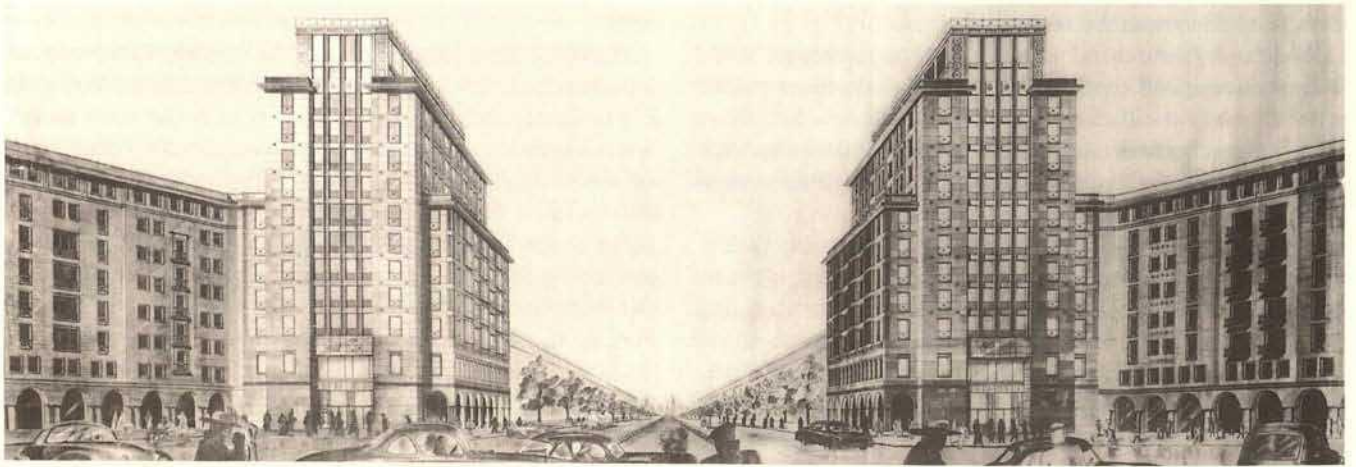
**E**ine Einführung in das Thema ‚Stalinistische Architektur unter Denkmalschutz?‘ läßt sich aus der engeren Perspektive einer Fachdisziplin wie der Denkmalpflege – zumindest für Berliner Verhältnisse – relativ schnell beantworten: Da die Architektur der ehemaligen Stalinallee in Berlin spätestens mit dem Untergang der DDR einer abgeschlossenen Geschichte Epoche angehört, ist sie ganz legitim Gegenstand von Denkmalschutz und Denkmalpflege – aber eigentlich war sie bereits zur Zeit der Deutschen Demokratischen Republik nach dem XX. Parteitag der KPdSU mit der berühmten Rede Chruschtschows ‚an die lieben teuren Architekten‘ gleichsam dem Schoß der Geschichte anheimgefallen, nur war sie ideologisch verfemt worden, und so verbot sich ihre Betrachtung als geschichtliches Phänomen.

Daß die ehemalige Stalinallee, die heutige Karl-Marx-Allee zwischen Strausberger Platz und Frankfurter Tor, jetzt ein eingetragenes Baudenkmal ist, ficht heute auch so gut wie niemanden mehr an. Anders dagegen die Fortsetzung dieser Allee in der dann üblichen Plattenbauweise und in den Formen des offenen Städtebaus Richtung Alexanderplatz, deren Denkmalanspruch in der Öffentlichkeit durchaus strittig ist. Gerade dieser Hinweis macht deutlich, daß der erste Bauabschnitt der Allee nach 1951 fast wie ein sinkendes Kulturgut inzwischen in der öffentlichen Meinung eine breite Akzeptanz erfahren hat. Das Fragezeichen hinter dem Titel der Veranstaltung wird vielleicht auch noch andere Hintergründe haben als nur die des rein fachlich-Denkmalpflegerischen.

Die Architektur dieser für Berlin nur insgesamt knappen Zeitspanne des Jahrzehnts ab 1950 wird heute befreit von den ideologischen und staatlich-politischen Begleitumständen mehr oder weniger als reines Formenproblem gesehen. Und es ist deshalb nicht auszuschließen, daß sich die Akzeptanz der alten Stalinallee nicht als historisches Phänomen als vielmehr vor dem Hintergrund einer Anfälligkeit unserer eigenen Zeit gegenüber einer konservativen Architektur überhaupt erst recht erklären läßt. Um so wichtiger daran zu erinnern, daß diese Art des Bauens von den Berliner Architekten keinesfalls als selbstverständlich aufgenommen worden ist – erinnert sei an den berühmten Artikel im ‚Neuen Deutschland‘ aus dem Jahre 1951 ‚Über den Baustil, den politischen Stil und den Genossen Henselmann‘, in dem sich brennpunktartig der Konflikt gebündelt hat. Anders als die in die Moskauer Emigration gegangenen Architekten waren die aus dem westlichen Ausland zurückgekehrten oder in die innere Emigration gegangenen Architekten weiterhin den westlichen Traditionen verhaftet, und das heißt den Formen des Bauhauses, denn das Bauen in historisierend-traditionalistischen Formen war durch die faschistische Architektur nach 1933 gründlich in Verruf geraten. Die Stalin'sche Doktrin von 1936, wonach die Baukunst in ihren Inhalten sozialistisch und in ihren Formen

national zu sein habe, war ihnen darüber hinaus nicht geläufig. Die ganze Formalismus-Realismus-Debatte mußte ihnen gegenüber deshalb mit staatlichem Druck und über Parteibeschlüsse überhaupt erst befördert und »durchgesetzt« werden. Diesen Bruch in der Architektur von 1950 auf 1951 gilt es in seiner gesamten Tiefe und Schwere überhaupt erst noch zu erforschen. Aber das wäre ein deutsches Thema. Von gleicher »innerdeutscher« Bedeutung wäre zu untersuchen, wie denn der Westen auf diese Herausforderung in Berlin überhaupt reagiert hat. Denn in West-Berlin vermochte man den Aktivitäten in der Stalinallee zunächst nichts Vergleichbares entgegenzusetzen, war doch noch nicht einmal um diese Zeit geklärt, welche Förderungen die Bundesrepublik der Insel West-Berlin angedeihen lassen konnte. Das als Gegendokument zur Stalinallee immer wieder ins Feld geführte Hansa-Viertel im Bezirk Tiergarten folgte erst mit jahrelangem Abstand. Und dieses Hansa-Viertel hob nun eindeutig die westliche Moderne auf den Schild.

Manchmal hat man den Eindruck, als habe sich die Stadt von diesem Spagat bis heute noch nicht wieder erholt, weil



Berlin, Schaubild zum Strausberger Platz von Hermann Henselmann, 1952

das Bauen in »beiderlei Gestalt« unterschwellig immer noch ideologiebelastet gesehen wird. Was aber für Berlin gilt, könnte vielleicht auch für eine übergreifende Architektur-erörterung dienen, denn nach ihrer Entideologisierung dürfte es wohl wieder Allgemeingut werden, daß bauliche Entwicklung eben im Nebeneinander von moderner und konservativer Architektur geschieht.

Aus heutiger Sicht dürfte sich das fachliche Interesse an einer historisierenden Architektur wohl zunehmend dahin verschieben, diese Architektur, die ja im engeren Sinne auch als »Baukunst« verstanden sein wollte, im Kontext mit den europäischen Entwicklungen von moderner und traditioneller Architektur einschließlich ihrer gegeneinander gekehrten Ideologien zu begreifen, also immer mit der Einschränkung, daß dieser Konservatismus nicht losgelöst von seinen politischen und das heißt diktatorischen Begleitumständen gesehen werden darf, weil ihnen mutmaßlich immanent.

Nicht zufällig stellt sich die Frage nach ihrem Stellenwert zu einem Zeitpunkt ein, in dem die europäischen Diktatu-

ren überwunden worden sind. »Das Scheitern diktatorischer Legitimationsmuster und die Zukunftsfähigkeit der Demokratie« (so der Titel der Festschrift für Walter Euchner, 1995)<sup>1</sup> – wirken sie sich auch auf die Architektur aus, folgt notwendigerweise nach dem Sturz der Denkmäler der Diktatoren auch ein Sturz dieser Architektur? Peter Steinbach folgert in seiner Besprechung dieser Festschrift<sup>2</sup>: »Die Zerstörung diktatorischer Rechtfertigungsmuster ist ein langer Prozeß, der Voraussetzung für die Stabilität nachdiktatorischer Ordnung ist: Nur wenn die Diktatur als illegitime Herrschaft anerkannt wird, haben die Anhänger der modernen Demokratie die Chance, ihre nachdiktatorische Ordnung auf stabiler Grundlage zu errichten.« Was bedeutet das nun für die Denkmalpflege, denn zweifelsohne gehörten auch Städtebau und Architektur zu den »diktatorischen Rechtfertigungsmustern« – also abreißen, umbauen, uminterpretieren?

Aber fast vermeint man bereits die Frage stellen zu müssen, welchen Stellenwert diese Architektur im Zeitalter der Restitution gewachsener Kulturräume und der in Miskredit

geratenen Moderne wieder erhalten hat oder erhalten wird. Wird die Forderung nach nationaler Eigenart bleiben und nur der sozialistische Inhalt verschwinden? Das ästhetische Empfinden einer breiten Öffentlichkeit lehnt eine moderne Architektur ab, die Forderung nach der Rekonstruktion untergegangener Bauten und damit indirekt die Forderung nach lokaler und regionaler Besonderheit in der Architektur einer Stadt war noch nie so laut erhoben wie gerade jetzt.

Die Frage nach der historisierenden Architektur von 1951 ist deshalb möglicherweise mehr als nur ein rein geschichtliches oder denkmalpflegerisches Thema.

## Anmerkungen

- 1 Richard Saage (Hrsg.), Das Scheitern diktatorischer Legitimationsmuster und die Zukunftsfähigkeit der Demokratie. Festschrift für Walter Euchner, Berlin 1995.
- 2 Peter Steinbach, Herausforderung für Demokratien, in: »Der Tagesspiegel«, Nr. 15344, (Berlin) 1. August 1995, S. 5.